

*Jubiläumsvortrag anlässlich des 15jährigen Bestehens des
Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur*

Dieter Langewiesche

Zur Verbindung von jüdischer und allgemeiner Geschichte

I. Jüdische Geschichte wurde erst spät an der Universität als Fach eingerichtet, spät nicht nur in Deutschland. Mit einem Lehrstuhl an einer weltlichen Universität erstmals in den USA, 1930 an der Columbia University, von dort dank der wirkungsmächtigen ersten Inhaber dieser Professur weit ausstrahlend.¹ Bis nach München. Warum so spät? Das führt mitten in das Thema, über das einige Worte zu sagen Michael Brenner mich eingeladen hat: zur Verbindung von jüdischer und allgemeiner Geschichte.

Natürlich habe ich nachgeschaut, was hier in München am Lehrstuhl für jüdische Geschichte und Kultur dazu gesagt worden ist. Michael Brenner spricht für die Jüdischen Studien, einschließlich der jüdischen Geschichte, in Deutschland und generell in Europa von einer „exotischen Rolle“, innerhalb der nationalen Geschichte ein „Nischenplatz“, so schreibt er, um das Wort Ghettoisierung zu vermeiden. Ja, das ist überwiegend wohl immer noch so. Die langsame, sehr langsame Korrektur dieser Einstellung möchte ich aber nicht, jedenfalls nicht so ausschließlich, „Reaktion auf eine tragische Vergangenheit“ nennen, um noch einmal Michael Brenner zu zitieren.² Mir scheint, es liegt auch daran, dass eine Konzeption von Geschichtswissenschaft, wie sie sich im Europa des 19. Jahrhunderts ausgeformt hatte, heute an Überzeugungskraft verliert, jedenfalls in der früheren Ausschließlichkeit.

¹ Der erste Inhaber dieses Lehrstuhls war Salo Wittmayer Baron. 1980 wurde ein nach ihm benannter Lehrstuhl eingerichtet, auf den Yosef Hachim Yerushalmi berufen wurde.

² Michael Brenner: Von einer jüdischen Geschichte zu vielen jüdischen Geschichten. In: Ders./David N. Myers (Hg.): Jüdische Geschichtsschreibung heute. Themen, Positionen, Kontroversen. München 2002, S. 17–35, hier S. 31 f.

Die Geschichtswissenschaft, wie sie damals entstanden ist – nicht nur in Deutschland, aber ich blicke jetzt auf die deutsche Entwicklung – verstand sich als durch und durch national. Und nur weil sie das tat, konnte sie im 19. Jahrhundert zu einer Leitwissenschaft werden. Wissenschaftlich hat ihr das nicht gut getan, aber es hat ihr in der Gesellschaft und im Staat einen hohen Rang verschafft. Die Universität präsentierte sich immer wieder aufs Neue als einer der zentralen Pfeiler im Fundament der Nation, daraus leitete sie ihren hohen Geltungsanspruch ab. Und von der Geschichtswissenschaft wurde erwartet, der Nation und dann dem jungen Nationalstaat eine lange Geschichte zu stiften, die auf diesen Nationalstaat zulief. Das war die Erwartung in der Mehrheitsgesellschaft, und die Historiker erfüllten sie. Überall. Aus Überzeugung. Sie erklärten, warum es so kommen musste, wie es gekommen ist, eine Erfolgsgeschichte. Minderheiten gehörten nicht zu ihr, schon gar nicht Minderheiten, die man in einen Gegensatz zur Mehrheitsnation bringen konnte. Die Nationalgeschichte, das wird man generell sagen dürfen, hatte stets ein Problem mit Minderheiten, genauer: mit denen, die man als Minderheit ansah.

In diese Distanz zu Minderheiten, nicht selten radikalisiert zum Verlangen nach Auflösung in der Mehrheitsnation, in diese minderheitenfeindliche Haltung der Nation ordne ich das damalige Verhältnis von jüdischer Geschichte und sogenannter allgemeiner Geschichte ein. Sogenannter allgemeiner Geschichte, denn gemeint war: nationale Geschichte, dominiert von den Siegeslinien, die zu erkennen man sich sicher wähnte. In Deutschland war es spätestens seit dem Nationalstaat eine preußisch-protestantische Linie.

Es gab damals im jungen deutschen Nationalstaat aber auch andere Perspektiven auf die Geschichte, verbunden mit anderen Geschichtsschreibungen, nicht nur die national-preußisch-protestantische. Doch diese abweichenden Geschichtsbilder fanden an den Universitäten keinen Rückhalt oder allenfalls marginal. Auf dem Geschichtsmarkt hingegen behaupteten sie sich durchaus erfolgreich, fanden dort ihr Publikum, wurden diskutiert, ohne jedoch in den Kanon nationaler Geschichtsschreibung, der sich ausbildete, aufgenommen zu werden, ohne an den Universitäten einen Ort zu finden.³ Ich spreche

³ Das habe ich näher ausgeführt in: Dieter Langewiesche: Die Geschichtsschreibung und ihr Publikum. Zum Verhältnis von Geschichtswis-

von der jüdischen, von der katholischen und auch von der sozialistischen Geschichtsschreibung, vieles wurde diesen Historikern mit ihren alternativen Erzählungen damals von der akademischen Geschichtswissenschaft entgegengehalten, aber im Mittelpunkt stand doch stets der Vorwurf, nicht national zu sein und deshalb, so meinte man, die Geschichte der Nation nicht angemessen beurteilen zu können. Ihren Repräsentanten wurde der Zutritt zu einem Geschichtslehrstuhl verwehrt oder sehr erschwert.

Um religiösen Minderheiten einen gleichberechtigten Zugang zum geschichtswissenschaftlichen Lehramt zu ermöglichen, musste zweierlei geschehen: Die Geschichtsprüfung durfte nicht mehr als Weltanschauungskanzel der Nation gelten, und die Religionszugehörigkeit durfte nicht als Karrierefilter benutzt werden. Dieser Filter wurde in der Weimarer Republik durchlässiger. Für Katholiken stärker als für Juden.⁴ Erst wenn diese beiden Hemmnisse beseitigt sind, so meine Deutung der Entwicklung, kann eine offene, nicht von Diskriminierung durchsetzte Beziehung zwischen jüdischer und allgemeiner Geschichte entstehen. Denn die Art der Geschichtsbetrachtung kann nicht gelöst werden von den Institutionen, in denen dieses Geschäft professionell betrieben wird. Um es zuzuspitzen:

Ohne den religiös oder konfessionell ungefilterten Zugang zum Beruf des Historikers kein offenes Verhältnis zwischen Minderheitsreligionen und der nationalen Geschichte in der Geschichtswissenschaft.

II. Warum beschädigt die Exotisierung der jüdischen Geschichte, ihre Nischenexistenz die Erforschung der allgemeinen Geschichte? Eine große Frage. Ich gebe nur zwei Hinweise aus meinen Beobachtungen als Historiker in einem schon recht langen Berufsleben, kein Versuch einer systematischen Antwort. Sie erforderte mehr Raum.

Einer der bedeutenden Inhaber jener Columbia-Professur für jüdische Geschichte mit Ausstrahlung bis nach München, Yo-sef Hayim Yerushalmi, hat 1982 in einer Leo Baeck Memorial

senschaft und Geschichtsmarkt. In: Ders.: Zeitwende. Geschichtsdenken heute. Göttingen 2008, S. 85–100.

⁴ Mit genauen Zahlen auch zu Katholiken Andreas D. Ebert: Jüdische Hochschullehrer an preußischen Universitäten (1870–1924). Eine quantitative Untersuchung mit biografischen Skizzen. Frankfurt am Main 2008.

Lecture einen ungewöhnlichen Vergleich zwischen der spanischen und der deutschen Geschichte durchgeführt.⁵ Die Anerkennung des getauften Juden als „neuer Christ“ durch die spanische Gesellschaft und des Religionsjuden als „neuer Deutscher“ durch die deutsche Gesellschaft nannte Yerushalmi den Lackmestest für nicht-rassisches Denken. Beide Gesellschaften haben diesen Test nicht bestanden, da sie mit der Vorstellung von der „Reinheit des Blutes“ das Gleichheitspostulat des Christentums auf der einen Seite und des Verfassungsrechts im modernen Nationalstaat auf der anderen außer Kraft zu setzen suchten.

Das finde ich überzeugend, und nicht nur für die historischen Vergleichsfelder, die Yerushalmi im Blick hatte. Es gilt generell. Aus der Sicht der allgemeinen Geschichte stellt, so meine ich, die jüdische Geschichte eine Sonde zur Verfügung, die es erlaubt, das historische Geschehen aus einer Perspektive zu befragen, die es ermöglicht, gesellschaftliche Einstellungen und Werthaltung zu erkennen, die ansonsten übersehen oder als unwichtig beiseite gerückt würden, obwohl sie doch in Kernprobleme der Gesellschaft führen. Als Beispiel erwähne ich die europäischen Revolutionen von 1848. Ein mächtiger Schub in Richtung moderne Staatsbürgergesellschaft, zweifellos, auch für die jüdischen Minderheiten in den Staaten Europas, weil der Status des Staatsbürgers von der Religion gelöst werden sollte. Aber dieser Fortschritt für die gesamte Gesellschaft begann mit einem Flächenbrand an antijüdischen Ausschreitungen vom französischen Elsass über deutsche Staaten bis in die Habsburgermonarchie, vor allem Böhmen und Ungarn, und auch Norditalien blieb nicht verschont. Und nach der Revolution gab es mancherorts, u.a. hier in Bayern, eine Protestbewegung gegen die rechtliche Gleichstellung der Juden, die in der Revolution zu gelingen schien.

Die jüdische Geschichte in die allgemeine Geschichte der Revolution zu integrieren bedeutet, auf langfristige gesellschaftliche Probleme aufmerksam zu werden, die sich durch die Revolution hindurchziehen. Die jüdische Geschichte leuchtet hier keineswegs Randzonen der Gesellschaft aus, keine Nischen, sondern der Allgemeinhistoriker wird in Kernzonen der damaligen Mehrheitsgesellschaften geführt, in Werthaltungen großer

⁵ Yosef Hayim Yerushalmi: *Assimilation and Racial Anti-Semitism: The Iberian and The German Models* (Leo Baeck Memorial Lectures; 26). New York 1982.

Bevölkerungsgruppen, die in anderen Zeitrhythmen laufen als die politischen Ereignisse. Sichtbar werden auch Kommunikationsräume, welche die nationalen Grenzen übergreifen. Die jüdischen Zeitschriften in England und Frankreich, in den deutschen Staaten und in der Habsburgermonarchie überziehen das damalige Europa mit einem Beobachtungs- und Kommunikationsnetz, in dem andere Aspekte der Revolution sichtbar werden als in nicht-jüdischen Zeitschriften. Auch hier geht es nicht um eine Nischenbeobachtung, sondern zentrale Aspekte gesellschaftlicher Entwicklung werden angesprochen, wenn in den jüdischen Zeitschriften die europäischen Staaten in eine Skala von Fortschrittlichkeit und Rückständigkeit eingetragen werden und so ein ganz ungewohntes Bild von Europa entsteht, das die vertrauten Vergleichsmaßstäbe herausfordert.⁶ Ein Widerspruch zu den eingeschliffenen Bildern, an denen wir unsere Urteile zu bilden pflegen. Kurz, die jüdische Geschichte zwingt dazu, die allgemeine Geschichte von einem veränderten Sehepunkt aus zu betrachten, um meinen Lieblingstheoretiker aus dem 18. Jahrhundert⁷ zu bemühen, dessen Theorie der Sehepunkte begründet, warum die Pluralität der Zugänge zur Geschichte unentbehrlich ist. Solange die sogenannte allgemeine Geschichte den jüdischen Sehepunkt nicht einbezieht, bleibt die nationale Geschichte eine amputierte Geschichte; amputiert, weil sie der jüdischen Geschichte eine Nische zuweist. Eine Behinderung für beide, für die allgemeine Geschichte und für die jüdische.

Mein zweiter und letzter Punkt, indirekt habe ich ihn schon angesprochen: Die jüdische Geschichte in die allgemeine aufzunehmen, ihr dort einen festen Platz zu geben, erleichtert es, die nationale Geschichte in eine vergleichende Perspektive zu rücken. Jüdische Geschichte ist zwar wie jede Geschichte an Zeiten und Räume gebunden und ändert sich mit ihnen. Doch es ist ein Spezifikum der jüdischen Geschichte, abgegrenzte Räume – staatlich, national oder wie auch immer abgegrenzt – zu übergreifen und sich selber immer wieder erneut in langen

⁶ Diese Hierarchisierungen nach Fortschrittskriterien jüdischer Zeitgenossen (im Vergleich zu anderen) führe ich aus in: Dieter Langewiesche: Zum Wandel sozialer Ordnungen durch Krieg und Revolution. Europa 1848 – Wissenserzeugung und Wissensvermittlung. In: Jörg Baberowski/Gabriele Metzler (Hg.): Gewaltträume. Soziale Ordnungen im Ausnahmezustand. Frankfurt am Main 2012, S. 93–134.

⁷ Johann Martin Chladenius: Allgemeine Geschichtswissenschaft (1752). Wien u.a. 1985.

Zeitlinien zu verorten. Ein schwieriges Geschäft, diese Selbstverortung, immer kontrovers und nie abgeschlossen. Es fordert dazu auf zu vergleichen. Deshalb meine ich: Jüdische Geschichte ist per se eine auf Vergleich angelegte Geschichte. Sie in die allgemeine Geschichte zu integrieren, bedeutet, deren Fähigkeit zum Vergleich zu fördern. Fördern, sage ich vorsichtig, denn ein Selbstläufer ist das nicht, wenn wir etwa die heutigen Debatten um transnationale oder globale Geschichte betrachten. Man kann auch von dieser hohen Warte aus die jüdische Geschichte marginalisieren. Und auch hier möchte ich von einem Lackmustest sprechen, einem Test darüber, wie offen die Wissenschaft und die Gesellschaft, in der sie wirkt, generell Minderheiten begegnet und deren Wahrnehmung der Mehrheitsgesellschaft ernst nimmt als eine Chance, sich selber besser zu verstehen.

Das klingt fast wie ein Kommentar zu einem Forschungsprojekt, das hier in München am Lehrstuhl für jüdische Geschichte und Kultur gemeinsam mit zwei anderen Professuren, die nicht jüdischen Studien gewidmet sind, durchgeführt wird: Christen, Mauren, Juden – Erinnerungskultur und Identitätspolitik in der iberischen Moderne. So heißt dieses Projekt. Es schlägt eine Brücke zu dem, womit ich begonnen hatte: zur Institutionalisierung der Jüdischen Geschichte an der Columbia University seit 1930 und zu den personellen und thematischen Wirkungslinien, die sich bis nach München ziehen.

Herzlichen Glückwunsch, lieber Herr Brenner, Ihnen und allen, die daran beteiligt sind, der jüdischen Geschichte *in* der Universität einen festen Platz zu geben. Eine unverzichtbare Aufgabe für die Geschichtswissenschaft insgesamt.